39 Illustriertes Sonntagsblatt 1898
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Maria.

Ein Frauenbild aus dem wirklichen Leben.

Von A. vom Rhein. (Schluß.)

8.

Waldemar Mollert hatte bald nach der Heimkehr aus dem schönen Süden eine arge Enttäuschung erlitten. Stadtrat Born hatte ihm als bare Mitgift seiner Tochter Martha die Summe von fünfundzwanzigtausend Mark genannt, ein Betrag, welcher dem jungen Architekten angesichts seiner großartigen Pläne sehr unbedeutend schien.

„Was kann ich mit dieser Summe anfangen?“ fragte er seinen Schwiegervater. „Damit vermag ich nicht ein Haus, geschweige denn eine ganze Straße zu bauen.“

„Das ist nicht meine Schuld,“ entgegnete Born. „Ich kann Dir nicht nach Deinen Plänen, sondern nach meinen Mitteln geben. Hättest Du mich zuvor nach der Mitgift gefragt, ich würde Dir diese Enttäuschung erspart haben.“

„Darnach fragt man aber doch als anständiger Mensch nicht, namentlich wenn die Spatzen auf den Dächern von dem großen Vermögen eines Mannes pfeifen.“

„Pah, in unserer Zeit ist es mit den Idealen vorbei, mein Sohn; alles dreht sich ums Geld und ich würde Dir wahrlich nicht übel genommen haben, wenn Du Dir vor der Ehe Gewißheit verschafft hättest. Daß Du es nicht thatest, hat mir zwar gefallen, aber Du siehst jetzt, daß auch die Spatzen manchmal lügen. Uebrigens nimm die Sache nur nicht tragisch. Mir hat mein Weib keine fünfundzwanzigtausend Mark mit in die Ehe gebracht und ich bin dennoch vorwärts gekommen. Einen Grundstock hast Du immerhin und mein Kredit steht Dir im Notfalle auch zur Seite. Hast Du dann ein wenig Glück, so kannst Du binnen einigen Jahren Dein Vermögen vervierfacht haben. — — — — —“

Auf Mollerts Ehe warf diese Enttäuschung den ersten Schatten, der sich alsbald durch die hohen Ansprüche, welche die Frau an das Leben stellte, merklich verschärfte.

Noch nicht drei Monate waren verflossen, als es zwischen den Gatten erstmalig zu heftigen Differenzen und gegenseitigen Vorwürfen kam, die für jeden Unbefangenen klar erkennen ließen, daß der für ein ganzes Leben geschlossene Bund nicht auf gegenseitiger Zuneigung, sondern auf krassem Eigennutz beruhte.

Als nach zehn Monaten ein Sohn geboren wurde, schien zwar das Glück der ersten Wochen wiedergekehrt zu sein, als jedoch die Ausgaben durch dieses Familienereignis naturgemäß stiegen und der kleine Weltbürger der jungen Mutter eine willkommene Gelegenheit bot, alle Augenblicke neue Wünsche geltend zu machen, wurde das Kind, sonst das köstlichste Bindeglied zwischen den Gatten, der stete Zankapfel.

„Du hast Ansprüche wie eine Prinzessin,“ fertigte Mollert seine Frau ab, wenn sie etwas von ihm forderte. „Mit fünfundzwanzigtausend Mark, die Du mitgebracht hast, kann ich Dir keine Köchin, Amme, Kindermädchen und Kammerjungfer halten. Dann hättest Du schon eine halbe Million Mitgift haben müssen. Wenn Du so hohe Ansprüche stellst, wärest Du besser im Hause Deines Vaters geblieben.“

„Hast Du vielleicht gedacht, ich habe mich verheiratet, um Dienstmädchen und Hausfrau in einer Person zu sein?“ entgegnete in solchen Fällen die Gattin beleidigt. „Wenn Du keine Frau standesgemäß ernähren konntest, hättest Du nicht heiraten sollen, am allerwenigsten ein Mädchen, von dem Du Dir sagen mußtest, daß es im Vaterhause ziemlich alles hatte, was das Herz begehrt.“

„Hahaha, standesgemäß!“ lachte Mollert spöttisch. „Es kommt darauf an, was man standesgemäß nennt; ich möchte doch den sehen, der ein Weib von Deinen Ansprüchen ernähren kann! Das dürften nur wenige Glückliche sein. Ich möchte, Du nähmest endlich ein wenig Verstand an und bedächtest, daß ich bis heute mit meinen Unternehmungen kein Glück gehabt habe. Kommen dazu Deine sich fortgesetzt steigernden Ansprüche, so ist die Katastrophe unabwendbar.“

„Pah, Katastrophe. Für Deine Vergnügungen hast Du ja immer Geld und demnach Glück genug, nur für Weib und Kind fehlt es Dir an allem. Lasse Deine gewagten Spekulationen sein und ziehe an einen andern Ort. Hier kann ich schon allein der Stellung meines Vaters wegen keine Aenderung in unserer Wirtschaftsführung eintreten lassen.“ —

„Dann lasse Dir auch von Deinem Vater die Mittel dazu geben,“ schrie Mollert erregt, „wenn Du auf ihn mehr Rücksicht nehmen mußt, als auf mich. Ich bin durch meine Bauten an K. gebunden und würde noch viel schneller zum armen Mann, wenn ich jetzt das Feld räumen wollte.“ —

— — — — — — — — — — —

Waldemar Mollert hatte innerhalb eines Jahres nicht weniger als fünfzehn stattliche Häuser errichtet, von denen



Georg Ebers †. (Mit Text.)

freilich bei Licht besehen nur herzlich wenig ihm gehörte. Es waren sogenannte Spekulationsbauten, die er im Vertrauen auf die große Anziehungskraft der schönen Umgebung K's. ausgeführt hatte. Der Fremdenzufluß nach der reizend gelegenen Stadt war zu Anfang der siebenziger Jahre ein ganz gewaltiger gewesen und für gut eingerichtete Wohnungen waren geradezu horrende Preise verlangt und bezahlt worden. Das hatte die Bauthätigkeit mächtig gehoben und innerhalb der letzten Jahre waren die neuen Häuser wie Pilze aus der Erde geschossen.

Zwar war schon längst ein Mangel an guten Wohnungen nicht mehr vorhanden, allein Mollert hatte gehofft, durch Bebauung eines draußen vor der Stadt gelegenen Terrains, welches die Naturschönheiten besonders leicht genießen ließ, den Fremdenzuzug dorthin zu leiten.

Diese Spekulation erwies sich indes als verfehlt und nicht ein Fünftel der bis dahin fertiggestellten Wohnungen hatte Mieter gefunden. Das gewaltige Kapital, das in den Häusern steckte, mußte aber verzinst werden und Mollerts Lage wurde sonach mit jedem Tage eine üblere. Schon hatte er wiederholt die Hilfe seines Schwiegervaters in Anspruch nehmen müssen, aber auch dessen Mittel erwiesen sich gegenüber solchen gewaltigen Verpflichtungen als ungenügend und schließlich erklärte Born seinem Schwiegersohne kurz und bündig, daß er es sich und seiner Familie schuldig sei, sich nicht weiter zu engagieren.

Inzwischen hatte infolge der veränderten Handels- und Erwerbsverhältnisse der Zuzug der Fremden nach K. immer mehr nachgelassen, so daß der Zusammenbruch der Häuserspekulanten nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien.

Mollert kämpfte mit wahrer Verzweiflung gegen seinen Vermögenszerfall an. Ein Neubau nach dem andern schoß unter seiner Leitung in die Höhe und obgleich weder Verkäufe noch Vermietungen von statten gingen, baute er unaufhörlich weiter, so daß man sich allmählich daran gewöhnte, ihn als einen krankhaften Geist zu betrachten. „Er leidet an der Bauwut," sagten die Leute und ließen ihn lächelnd gewähren.

Aber mit Unrecht urteilte man so über ihn. Seine Bauhast war lediglich der Ausfluß seiner Verhältnisse. Wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm greift, in der Meinung, er könne sich durch denselben vor dem Versinken retten, so klammerte sich Mollert an die Vollendung eines Neubaues, um neue Geldmittel flüssig machen zu können. Kaum war nämlich ein Haus unter Dach, so wurde es hypothekarisch belastet und mit diesen Summen den dringendsten Verpflichtungen genügt. Ein weiterer Bau wurde sofort in Angriff genommen und das Experiment wiederholt.

Daß er dabei zu Grunde gehen müsse, wenn ihm nicht ein Glückszufall zu Hilfe kommen sollte, war Mollert vollkommen klar. Allein er hoffte unvermutet auf einen solchen und seine Parole lautete daher seit Monaten: „Zeit gewinnen."

* * *

Zwei Jahre hatte sich der junge Ehemann und Unternehmer in der geschilderten Weise über Wasser gehalten, aber immer war der erhoffte Glückszufall noch nicht gekommen.

Inzwischen war ihm ein zweites Kind, ein zartes Töchterchen geboren worden, das der jungen Mutter nicht nur große Sorgen, sondern auch erhebliche Last und Kosten verursachte.

Stadtrat Born hatte, trotz seiner dem Schwiegersohn gegenüber eingenommenen ablehnenden Haltung, seinem Kinde wiederholt namhafte Unterstützungen zu teil werden lassen, allein die Verhältnisse Mollerts glichen dem Danaidenfaß; Born mochte geben, was er wollte, es war umsonst. Die Spekulationen seines Schwiegersohnes verschlangen alles und kein vernünftiges Zureden vermochte ihn zu bewegen, die einmal betretene Bahn zu verlassen. Grollend zog Born sich daher zurück und überließ den Starrkopf — wie er Mollert treffend bezeichnete — und seine Familie ihrem Schicksal.

Vor Monatsfrist hatte der junge Architekt wiederum einen Neubau unter Dach gebracht und in gewohnter Weise den Versuch gemacht, einen ansehnlichen Betrag auf das Haus aufzunehmen. Von dem Bankhaus war jedoch sein Ansuchen rundweg mit dem Bemerken abgewiesen worden, daß Häuser mit jedem Tage ein weniger sicheres Beleihungsobjekt würden und ein Bankrach geradezu unausbleiblich erscheine. Das war für Mollert ein empfindlicher Schlag. Nicht nur hatten viele seiner Leute ansehnliche Lohnforderungen, sondern auch andere Verpflichtungen drängten. Der Bankerott schien unvermeidlich.

In dieser Notlage griff Waldemar Mollert zum ungeeignetsten aller Mittel, zum — Wechsel. Er versuchte, mit seinem Accept versehene Monatswechsel zu versilbern und als auch dies infolge seiner längst ruchbar gewordenen mißlichen Vermögenslage mißlang, wurde er zum Fälscher und setzte mit kühner Hand den Namenszug seines Schwiegervaters auf das Papier.

Solcher Wechsel waren in der Höhe von dreißigtausend Mark von ihm in Umlauf gesetzt worden.

Der Verfalltag stand vor der Thüre und noch nicht ein Zehntel des Betrages war zur Deckung vorhanden. Der Verkauf eines seiner zahlreichen Häuser, auf den Mollert mit großer Bestimmtheit gerechnet hatte, zerschlug sich im letzten Augenblick.

Mit der Resignation der Verzweiflung sah er der Katastrophe entgegen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des Verfalltages nahm Mollert von Weib und Kind in auffallend herzlicher Weise Abschied, als er seinen gewohnten Gang zum Bauplatz antrat, aber nicht eine Silbe von dem, was bevorstand, kam über seine Lippen.

Seine Gattin sah ihn mit einem besorgt-fragenden Blicke an, aber das gegenseitige Interesse war längst dermaßen erkaltet, daß sie es nicht für nötig hielt, eine Frage an den Gatten zu richten.

Erst als gegen die zehnte Vormittagsstunde ihr Vater in vollster Bestürzung zu ihr geeilt kam und nach seinem Schwiegersohne fragte, flammte die alte Liebe zu dem Manne ihrer Wahl wieder auf und sie bat händeringend, ihr doch mitzuteilen, was passiert sei.

„Schlimmes, sehr Schlimmes," keuchte Born und eilte davon, die Tochter in tödlicher Ungewißheit zurücklassend. — — — — —

Zu derselben Zeit langte vor dem jüngsten Neubau Mollerts der Prokurist des betrogenen Bankhauses mit einem der gewiegtesten Kriminalschutzleute K's. an.

Mollert stand auf dem zweiten Stockwerk des Gerüstes und blickte die Straße hinab, als ob nichts passiert sei.

„Herr Mollert," rief der Prokurist dem Gesuchten zu, „ich muß Sie bitten, zu uns herabzukommen, ich habe Wichtiges und Dringendes mit Ihnen zu sprechen."

„Ich weiß," flüsterte der Angerufene, aus dessen Gesicht jeder Blutstropfen gewichen war. Dann lehnte er sich rasch mit dem Rufe: „ich komme gleich," über die schwache Brüstung und ehe die in seiner Nähe befindlichen Arbeiter es verhindern konnten, stürzte er kopfüber in die furchtbare Tiefe.

Heftig schlug der Körper unten auf — ein kurzes Zucken — Mollert war eine Leiche.

„Er hat sich der Strafe entzogen," raunte der Kriminalschutzmann dem Prokuristen ins Ohr.

Letzterer nickte zustimmend. —

Während noch die Arbeiter und Neugierigen die Leiche umstanden, nahte Born.

„Was ist passiert, ihr Leute?" rief er schon von weitem und verdoppelte seine Schritte.

„Ein schweres Unglück, Herr Stadtrat," erwiderte der Werkführer. „Herr Mollert ist vom Gerüst gestürzt und hat dabei den Tod gefunden."

„Zu spät," murmelte Born und trat vor die Leiche hin.

„Schafft eine Bahre herbei," sprach er laut zu den Arbeitern, „und bringt den Toten in seine Wohnung; ich will vorauseilen und meine Tochter auf das Schreckliche vorzubereiten suchen."

Der in Ehren und Ansehen ergraute Mann wischte eine Thräne aus den Augen.

„Auf ein Wort, meine Herren," wandte er sich dann an den Prokuristen und Kriminalschutzmann und trat zur Seite.

„Die Sache hat ihre Richtigkeit," erklärte er mit Nachdruck. „Ich habe die Wechsel thatsächlich unterschrieben und erinnerte mich dessen heute früh nicht sofort. Ich werde für Deckung sorgen."

„Sehr wohl, Herr Stadtrat," erwiderte der Prokurist in verbindlicher Weise. „Ihr Wort genügt uns vollständig und ich bedaure nur, daß die ganze Angelegenheit bereits von einer üblen Seite angesehen worden ist."

„Ich auch," gab Born kurz zurück.

Die Herren trennten sich mit einer leichten Verbeugung, worauf Born eilig der Stadt zuschritt.

* * *

„Papa, was ist denn eigentlich los? So sprich doch um Gottes Willen und laufe nicht ohne Antwort davon!"

Mit diesen Worten empfing Frau Martha Mollert ihren Vater, als derselbe innerhalb einer Stunde zum zweitenmal ihre Wohnung betrat.

„Diesmal habe ich keine Eile, mein Kind," entgegnete Born niedergeschlagen, „und ich werde Dir auch die gewünschte Aufklärung geben. Mache Dich aber auf Schweres gefaßt."

„Sprich, Papa; besser eine schreckliche Gewißheit, als diese verzehrende Ungewißheit."

„Waldemar ist vom Gerüst gestürzt," sagte Born kurz, „und ..."

„Tot, nicht wahr?" unterbrach ihn die Tochter aufspringend.

Der alte Herr sah sein Kind überrascht an. „Warum muß denn Dein Mann tot sein?" fragte er.

„Ich weiß es, ich fühle es, daß er tot ist, Papa," rief Martha nervös. „Ich habe den ganzen Vormittag die alte Zigeunerin nicht aus dem Kopfe bekommen können, die mir am Hochzeitstage wahrsagte. Sage mir, daß Waldemar nicht tot ist und ich will das Unglücksweib vergessen."

Born schwieg und strich mit der Rechten nachdenklich über seine Stirn.

„Du schweigst, Papa? Siehst Du, daß ich recht habe. O, ich habe es geahnt, daß mir Schreckliches bevorstand. Rede doch, sage mir, was, wo und wie es passierte."

„Er ist tot, Kind," sagte der Vater ruhig, „und es ist vielleicht gut so," fügte er langsam hinzu.

„Gut, sagst Du, Papa, gut? Was hat Waldemar verbrochen, daß Du so urteilen kannst?"

„Wechsel hat er gefälscht, Martha. Meinen ehrlichen Namen hat er unter die Papiere gesetzt und mich in sein sicheres Verderben gezogen. Heute früh wurden mir dreißigtausend Mark Wechsel präsentiert. In meiner ersten Zornesaufwallung erklärte ich die Unterschrift für gefälscht. Dein Mann sollte verhaftet werden und dieser Schande entzog er sich durch einen Sturz vom Gerüst. Das ist in wenig Worten die ganze Geschichte. Ich habe zwar nachher Deinet- und der Kleinen wegen versichert, meine Unterschrift sei echt, ich hätte mich dessen nicht mehr erinnert, aber es war zu spät, die Katastrophe war schon eingetreten, als ich auf dem Bauplatz ankam."

„Vater, wie konntest Du ihn als Fälscher erklären, ihn, den Gatten Deines Kindes?" antwortete Frau Mollert vorwurfsvoll, als der alte Herr schwieg.

„Bedenke, Martha, was Du sagst. Ich habe Waldemar nicht ein-, ich habe ihm zehn-, zwanzigmal geholfen und Undank statt Dank dafür geerntet. Meine Mittel sind längst erschöpft und ich werde, um Deinen Kindern einen ehrlichen Namen zu sichern, in meinen alten Tagen mich mehr als in jungen Jahren plagen müssen. Dreißigtausend Mark sind nach den zahlreichen Opfern für mich eine gewaltige Summe und doch werde ich sie zu beschaffen haben, denn daß aus Mollerts Besitz auch nur ein kleines Plus verbleiben wird, bezweifle ich!"

„Ja, ja, die Armut steht noch aus, dann ist die ganze Prophezeiung der Zigeunerin zur Wahrheit geworden," schluchzte Martha.

Die Leiche Mollerts wurde in diesem Augenblick von vier seiner Arbeiter ins Haus getragen und damit die Unterredung zwischen Vater und Tochter beendet. — — — — — — — — — — — —

Wie ein Lauffeuer hatte sich in der Stadt die Wechselgeschichte und die Nachricht von dem Tode Mollerts verbreitet und die Welt brachte beide Thatsachen geflissentlich in Zusammenhang, obgleich Stadtrat Born seine Unterschrift längst als echt anerkannt hatte.

„Die Geschichte mit der Fälschung ist doch wahr, Born will nur den Ruf seines Schwiegersohnes retten," sagten die einen, „es war vorauszusehen, daß es so kommen würde," meinten die andern und diesmal hatte die Volksstimme den Nagel auf den Kopf getroffen.

Von einer großen Teilnahme für die Familie des Toten war nichts zu bemerken; man sprach über die Affaire als einer interessanten Neuigkeit, dann lösten neue Tagesereignisse das Vorkommnis ab und binnen wenigen Wochen waren Mollert und sein Schicksal vergessen.

9.

Maria, die zu ihrem Mütterchen zurückgekehrt war und derselben eifrig bei der Wirtschaftsführung zweier inzwischen zu hübschen Stellungen aufgerückten Brüder half, war nicht wenig überrascht, als eines Tages „Onkel Ferdinand", Karl Lindheims älterer Bruder, in ihrem bescheidenen Heim erschien und sie zu sprechen wünschte.

„Womit kann ich dienen?" fragte Fräulen Riehl nach herzlicher Begrüßung des alten Bekannten.

„Diesmal möchte ich sehr, sehr viel," lächelte der Gefragte und sah dem Mädchen treuherzig ins Auge. „Doch erzählen Sie mir zuvor, wie sie von Hamburg fortgekommen sind."

„Schändlich," sprach Ferdinand Lindheim, als Maria geendet hatte, „allein es war bei dem Charakter der jetzigen Frau meines Bruders kaum etwas anderes zu erwarten. Ich sah solche Ereignisse kommen und machte mich deshalb beizeiten aus dem Staube."

„Man darf nicht zu streng darüber urteilen," meinte nachsichtig Maria, „was mir begegnet ist, war vielleicht einzig und allein der Ausfluß inniger Zuneigung zu dem Gatten. Wehe hat mir freilich das häßliche Wort „Buhlerin" gethan," setzte sie langsam hinzu, „aber es war wohl nicht so schlimm gemeint, wie es klang. Wir alle, Herr Lindheim, sind schwache Menschen und mit den menschlichen Schwächen soll jeder Einsichtige rechnen. Ich habe Ihrer Frau Schwägerin längst vergeben und trage gegen sie keinen Groll im Herzen."

„Ja, ja, das gleicht ganz Ihnen," nickte Onkel Ferdinand. „Doch nun zu meinem Anliegen, das vorzubringen selbst einem Mann in meinen Jahren nicht leicht wird."

„Ei, ei, so etwas Wichtiges ist es," lachte Maria. „Reden Sie ganz ungeniert, wenn ich Ihren Wunsch erfüllen kann, so sollen Sie sich nicht vergeblich an mich gewendet haben."

„Wirklich?"

„Ja."

„Nun denn, so schenken Sie mir einige Minuten Gehör. Ich bin," begann Ferdinand Lindheim in ernst-gemessener Weise, „über die Jünglingsjahre längst hinaus. Ich habe ein gut Stück Welt gesehen und mein Glück hie und da erprobt, aber zu Vermögen in dem eigentlichen Sinne des Wortes habe ich es noch nicht gebracht. Was nicht ist, kann aber noch werden," setzte er scherzend hinzu. Nachdem ich das Haus meines Bruders Karl verlassen hatte, erwarb ich in W. ein bescheidenes Geschäft, das heute seinen Mann leidlich nährt. Damit will ich sagen, daß meine äußeren Verhältnisse in diesem Augenblicke wenigstens so geartet sind, daß ich mit Ruhe an die Begründung eines eigenen Herdes denken könnte."

„Das sollten Sie thun, Herr Lindheim," fiel Maria freudig ein. „An Ihrer Seite wird ein Weib nach meiner Ueberzeugung recht glücklich und ich bin immer froh, wenn ich vernehme, daß eine meiner verlassenen Mitschwestern eine Stütze fürs Leben gefunden hat."

„Glauben Sie wirklich, Fräulein Maria, daß ein Weib an meiner Seite glücklich sein könnte?"

„Ich bin fest davon überzeugt," versicherte die Gefragte mit Nachdruck.

„Nun habe ich," nahm Lindheim seine Rede wieder auf, „hin und her gesonnen, welches weibliche Wesen wohl zu mir passen könnte. Ich habe all die Damen, die mir in meinem Leben schon begegneten, an meinem geistigen Auge vorüberziehen lassen, aber nur eine wollte meinem Herzen gefallen, nur eine schien mit meinem Fühlen und Denken eins zu sein, nur von einer glaubte ich annehmen zu können, daß sie mich und ich sie ganz verstehen würde, und diese eine, Fräulein Maria — seine Stimme vibrierte leise und in seinen Augen schimmerte es feucht — diese eine — steht vor mir."

Maria faßte mit der Hand nach dem Herzen, als wolle sie sein stürmisches Klopfen hemmen.

„Maria," fuhr Ferdinand Lindheim in gehobenem Tone fort, „ich habe Sie im Hause meines Bruders wirken gesehen und war von Ihrer Sanftmut, Ihrer Anspruchslosigkeit, Ihrer unerschöpflichen und nie ermüdenden Liebe gegen die Kinder wie gegen Erwachsene mit Bewunderung erfüllt. Was Sie in Hamburg ertragen und geleistet haben, das kann nur ein großes Herz vollbringen, ein Herz, welches über kleinliche Tagesfragen nicht die hohe Aufgabe der Menschen- und Nächstenliebe vergißt. Will das große Menschenherz mein bescheidenes Los teilen, willst Du, Maria, die Meine werden? Was ich bin und was ich habe, Dir, Maria, lege ich es hiermit zu Füßen. Und nun schlage ein, wenn ich Dir nicht zu gering bin."

Lindheim war auf die überraschte Maria zugetreten und hielt ihr die Rechte entgegen.

Ueber Fräulein Riehls Wangen rollten dicke Thränen, als sie erwiderte: „Ob ich will? Es ist zu viel des Glücks, ich darf es nicht annehmen."

„Maria," sagte Lindheim und seine Stimme klang weich, „zu viel soll dieses Wenige sein, das ich Dir bieten kann! Maria sage nicht nein, mache mich nicht unglücklich. Sei mein liebes treues Weib, sei mein Glück und mein Stern."

Durch den Körper des Mädchens ging es wie ein leises Zittern; beider Augen begegneten sich einen Moment, dann sank Maria glücklich in die Arme des längst geliebten und verehrten Mannes. „Dein will ich sein auf ewig, Ferdinand," schluchzte sie und lehnte den Kopf an des Geliebten Brust.

Ein inniger Kuß besiegelte den Bund zweier edlen Seelen. —

Frau Riehl weinte laut vor Freude über ihrer Aeltesten Glück und gerührt schloß sie Lindheim, den sie aus Marias Berichten längst kannte, in die Arme. „Gott segne Dich, mein Sohn," sprach sie weich, „und lasse über euren Bund die Sonne des Glückes und Friedens scheinen. Gedenket auch gerne eures greisen Mütterchens, das mit dem Herzen jetzt und immerdar bei euch weilt."

* * *

In kleinem, aber fröhlichem Kreise war Ferdinand und Maria Lindheims Hochzeit gefeiert worden. Dann hatte das junge Paar eine kleine Reise in den prächtigen Harz unternommen und hierauf in W. sein einfach aber behaglich eingerichtetes Nestchen bezogen.

Mit Maria, auf die ihr spätes Glück wahrhaft verjüngend gewirkt hatte, schien in Ferdinand Lindheims Wirken und Streben neues Leben hineingekommen zu sein. Mit fast jugendlicher und schier unermüdlicher Kraft lag er seinen Arbeiten ob und was er auch unternahm — es glückte. Mit jedem Tage hob sich sein Wohlstand, sein Geschäft gewann stetig an Ausdehnung und heute hat es weit über W. hinaus Ansehen und guten Klang.

„Das verdanke ich Dir, mein Schatz," pflegte Onkel Ferdinand stets zu seinem Weibchen zu sagen, wenn ihm ein besonders schwieriges Werk gelungen war. „Du bist der gute Genius, der mir zur Seite steht und mich befähigt, Großes zu vollbringen; ohne Dich wäre ich sicherlich ein armer fahrender Geselle geblieben."

„Pst, wie kannst Du mich unbedeutendes Menschenkind so loben," antwortete Maria in solchen Fällen und hielt dem Gatten die Hand vor den Mund. „Ferdinand, sei ruhig und mache mich nicht eitel. Ich thue meine Pflicht, weiter nichts."

Maria aber that mehr als ihre Pflicht. Mit dem zunehmenden Wohlstand ihres Gatten konnte erst ihre ganze Menschenliebe, ihr großes selbstloses Herz zur vollen Entfaltung gelangen. Nicht nur, daß sie für ihr greises Mütterchen mit aufopfernder Liebe sorgte und ihm jeden Wunsch an den Augen abzulesen suchte, sie nahm sich auch ihrer durch reichen Kindersegen in wenig beneidenswerter Lage befindlichen Geschwister an und mancher Kummer, manche sorgenvolle Stunde wurde durch ihr menschenfreundliches Eingreifen gelindert. Sie war der gute Engel, dessen Erscheinen Trost, dessen freigiebige Hand Hilfe bot, wo immer dies möglich war.

Aber nicht nur ihre nächsten Angehörigen lernten ihre Großmut und Menschenliebe schätzen, sondern die weitesten Kreise. Vor keinem Grenzpfahl, vor keinem Kirchturm machte ihr Edelsinn Halt. Wohlthun war für sie nicht nur Christenpflicht, sondern Bedürfnis und wohl selten hat ein edles Frauenherz getreulicher das Gebot: „Thuet Gutes denen, die euch hassen“ erfüllt, als Maria Lindheim.

Als über Waldemar Mollerts Vermögen bald nach seinem Tode der Konkurs eröffnet wurde und für seine Familie nicht nur nichts übrig blieb, sondern sich ein beträchtliches Minus herausstellte und als dann ferner Borns Vermögenslage durch die Wechselaffaire sich dermaßen verschlechterte, daß der alte Herr gramerfüllt die Augen zum ewigen Schlummer schloß, da war es Maria, welche die schützende Hand über die Hinterbliebenen ihres ungetreuen Verlobten wie eine unsichtbare Macht hielt und sie vor Jammer, Not und Entbehrungen schützte. — —

Zehn Jahre glücklichster Ehe waren dem edlen Frauenherzen beschieden, dann befiel sie ein schweres körperliches Leiden, von dem sie nicht mehr genesen sollte. Mit bewundernswürdiger Geduld und seltenem Gottvertrauen ertrug sie ihre Schmerzen, bis ein sanfter Tod sie erlöste.

Aber auch während ihrer Leidenszeit hörte sie niemals auf, Gutes zu thun und sich über das Glück anderer zu freuen. — Die eigenen schweren Prüfungen und die erlittenen Kränkungen hatten ihr zwar tiefen Schmerz und Kummer bereitet, aber ihr den Glauben an die Menschheit nicht zu rauben vermocht.

Heute ruht das große treue Herz in kühler Erde, ihr Geist aber wirkt fort. Allen, die sie kannten, wird sie unvergeßlich bleiben und noch nach Jahrzehnten werden viele sie als ihre Wohlthäterin und ihren Engel preisen.

Steht auch ihr Wirken und Walten nicht in den Blättern der Weltgeschichte verzeichnet, so lebt ihr Andenken dennoch fort, denn

„Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Tote die im Grabe leben,
Sind Blümlein, die im Sturm besteh'n,
Sind Sternlein, die nicht untergeh'n.“



Schwere Last. Nach dem Gemälde von Fred Morgan. (Mit Text.)

Wie es unsern Soldaten in Feindesland erging.

Die Feier der fünfundzwanzigsten Wiederkehr der glorreichen Siege unserer Truppen im Feldzug 1870/71 hat eine Menge Schilderungen und Erzählungen aus jenen Tagen hervorgerufen und ist vielleicht manchen des Guten zu viel geworden. Trotzdem wollen wir unseren Lesern nachstehende Erzählung aus der Feder eines Franzosen, G. de Maupassant, nicht vorenthalten. Derselbe schreibt:

Ich war von meinem Freunde L. zur Jagd eingeladen. Das Jagdgebiet war mir bekannt von früheren Ausflügen dorthin, denn wir Jäger schwärmen für die Reize der Natur wie wenig andere und bewahren oft zärtliche Erinnerungen an diese Quelle, an jenen Felsen oder irgend ein anderes Stück Natur. So erinnerte ich mich auch, noch im Jahr 1869 an Stelle jenes Trümmerhaufens eine freundliche, mit Reben bepflanzte Hütte gesehen zu haben. Auch die Bewohnerin derselben, eine lange, hagere Gestalt mit weißen Haaren, war mir noch in Erinnerung und von Freund S. erfuhr ich damals, daß ihr Mann, der ein bekannter Wilderer war, von Gendarmen erschossen worden, seit sie mit ihrem erwachsenen Sohn allein hause.

Ich fragte meinen Freund nach der Ursache dieser Veränderung und er erzählte mir folgende Geschichte:

Als der Krieg erklärt war, ging auch der junge Sauvage, der damals dreiunddreißig Jahre alt war, unter die Soldaten und ließ seine Mutter allein in der Wohnung zurück. Man empfand nicht viel Mitleid mit ihr, denn man wußte, daß sie Geld hatte.

Eines Tages kamen die Preußen. Sie wurden auf die Einwohner, je nach ihrem Können und Vermögen, verteilt. Die Alte erhielt vier.

Es waren stämmige, rosige Burschen, mit blondem Bart und blauen Augen. Sie zeigten sich gutmütig, obwohl sie in erobertem Lande waren. Der Alten gegenüber waren sie sehr zuvorkommend und suchten ihr, so viel wie möglich, jede Ausgabe und jede Arbeit zu ersparen. Morgens sah man sie alle vier in Hemdärmeln am Brunnen im Hofe Toilette machen, während die Alte hin und her ging und die Suppe für sie bereitete. Dann sah man die Preußen die Küche fegen, Holz klein machen, Kartoffeln schälen, Leinwand waschen, kurz alle Handarbeiten verrichten, wie vier wackere Söhne, die ihrer Mutter beistehen.

Die Alte aber dachte unaufhörlich an ihren eigenen Sohn mit der Hakennase, den braunen Augen und dem dicken Schnurrbart. Täglich fragte sie jeden einzelnen Soldaten: „Wissen Sie nicht, wo das 23. französische Infanterieregiment hinmarschiert ist? Mein Sohn ist dabei.“

Und sie erhielt stets zur Antwort: „Wir wissen nichts, wir wissen gar nichts.“ Aber sie, die selbst ihre Mutter daheim hatten,

wußten ihre Unruhe und Sorgen zu würdigen und überhäuften sie mit allerhand Aufmerksamkeiten. Sie hatte übrigens ihre Feinde sehr gern, denn der Bauer weiß nichts von nationalem Haß.

„Frau Sauvage! Mit Gegenwärtigem erhalten Sie eine traurige Nachricht. Ihr Sohn Victor wurde gestern durch eine Kanonenkugel getötet, die ihn buchstäblich in zwei Stücke zerrissen hat.



Mit vollem Krug. Von O. Eichstädt. (Mit Text.)

Eines Morgens war die Alte allein in ihrer Wohnung, da sieht sie einen Mann auf ihr Haus zuschreiten, den sie als Briefträger erkannte. Er übergab ihr ein Papier und sie las:

Ich war ganz in seiner Nähe, denn wir sind Nebenmänner, und er hat mir von Ihnen erzählt und mich gebeten, ich sollte Sie sofort benachrichtigen, wenn ihm ein Unglück zustieße. Ich habe seine

Ihr an mich genommen und werde sie Ihnen bringen, wenn der Krieg vorbei ist. Mit freundschaftlichem Gruße!

Cäsar Rivot,

Soldat 2. Kl. im 23. Inf.-Reg."

Das Datum des Briefes war schon drei Wochen alt. Sie weinte nicht, sie blieb unbewegt und die Erschütterung hatte sie stumpfsinnig gemacht, daß sie noch nicht einmal Schmerz empfand. Sie dachte nur: Nun ist Victor tot. Dann stiegen ihr allmählich die Thränen in die Augen. Nach und nach kamen ihr die entsetzlichen, marternden Gedanken. Sie sollte ihr Kind nie mehr sehen, nie mehr küssen! Die Gendarmen hatten den Vater getötet, die Preußen den Sohn — — was war denn aus seinem Leichnam geworden? Hätte man ihr doch ihr Kind zurückgegeben, wie man ihr einst den Gatten ins Haus gebracht mit der Kugel in der Stirn!

Jetzt hörte sie Stimmen. Es waren die zurückkehrenden Preußen. Hastig steckte sie ihren Brief in die Tasche und begrüßte sie ruhig, als wäre nichts geschehen.

Sie lachten alle vier sehr vergnügt, denn sie brachten ein schönes, zweifellos gestohlenes Kaninchen mit und gaben der Alten durch Zeichen zu verstehen, daß es nun etwas Gutes zu schmausen gebe. Letztere machte sich sofort daran, das Frühstück zu bereiten, war jedoch mit ihren Gedanken auf dem Schlachtfeld und sah ihren Sohn ebenso blutend und zuckend daliegen, wie jetzt das Kaninchen.

Sie setzte sich mit ihren Preußen zu Tisch, konnte aber nicht essen. Die andern verschlangen die Mahlzeit, ohne auf die Alte zu achten. Stumm beobachtete diese von der Seite ihre Gäste und es reifte in ihr ein greulicher Plan, aber ihr Gesicht blieb regungslos. Plötzlich sagte sie: „Nun sind wir schon einen Monat bei einander und ich weiß noch nicht einmal, wie ihr heißt." Nicht ohne Mühe verstanden sie, was sie wollte, und nannten ihre Namen. Aber das genügte ihr noch nicht. Sie mußten ihre Namen und die Adressen ihrer Familien auf ein Stück Papier schreiben, dann faltete sie dasselbe zusammen und steckte es in die Tasche zu dem Brief, der ihr den Tod ihres Sohnes gemeldet hatte.

Als das Essen vorbei war, sagte sie zu den Männern: „Jetzt will ich für euch arbeiten." Und sie schleppte Heu auf den Boden, auf welchem sie schliefen. Sie waren erstaunt über die Mühe, die sie sich machte, aber sie erklärte ihnen, sie würden so weniger frieren, und dann halfen sie ihr bei ihrer Arbeit. Sie stapelten die Heubündel bis zum Strohdach auf und machten sich so eine Art großen Zimmers zurecht, in dem man wunderbar schlafen mußte.

Beim Mittagessen bemerkte einer von ihnen, daß Mutter S. immer noch nichts esse. Sie erklärte, daß sie Leibschmerzen hätte. Sie machte sich ein tüchtiges Herdfeuer an, um sich zu erwärmen. Die Deutschen kletterten indessen auf der Leiter, der sie sich jeden Abend bedienten, in ihre Bodenkammer. Kaum hatte die Bodenthüre sich geschlossen, so zog die Alte die Leiter geräuschlos weg und öffnete die Hausthüre. Dann schleppte sie große Strohbündel herein und häufte sie in der Küche auf. Sie ging mit bloßen Füßen durch den Schnee und so leise, daß man nicht das Geringste hörte. Von Zeit zu Zeit lauschte sie auf das kräftige, ungleichmäßige Schnarchen der vier Deutschen.

Als sie genug gethan zu haben glaubte, warf sie ein Strohbündel in den Herd und als es in Flammen stand, streute sie es auf die übrigen Bündel, dann ging sie hinaus und wartete.

In wenigen Sekunden war der ganze Innenraum erleuchtet, gleich darauf war die ganze Hütte eine einzige feurige Glut, ein riesiger flammender Ofen, dessen leuchtende Glut durch das enge Fenster drang und ihren blendenden Schein über den Schnee warf. Jetzt drang ein furchtbarer Schrei aus dem Giebel des Hauses, dann ertönte das Heulen und Jammern von Menschenstimmen, die herzzerreißend, angstvoll, Entsetzen erregend um Hilfe schrieen. Gleich darauf war die Bodenthüre im Innern eingestürzt und eine Feuerwoge schlug in die Bodenkammer hinauf, drang durch das Strohdach und lohte wie eine Riesenfackel gen Himmel. Die ganze Hütte stand in Flammen. Drinnen hörte man jetzt nur noch das Knistern des Feuers, das Krachen der Balken und das Fallen der Mauern. Da stürzte plötzlich das Dach zusammen und ein sprühender Funkenregen drang aus dem glühenden Gerippe der Hütte, vermischt mit dichten Rauchwolken in die Luft.

Die alte S. stand hochaufgerichtet vor ihrer zerstörten Hütte und hatte die Büchse ihres Sohnes in der Hand, immer befürchtend, einer der Männer könnte entwischen. Als sie sah, daß alles vorbei war, warf sie die Waffe in die Glut — da ertönte ein Schuß. — Leute kamen, — Bauern und Preußen. Sie fanden die Alte auf einem Baumstumpf sitzend, ruhig und zufrieden.

Ein deutscher Offizier fragte sie auf französisch: „Wo sind Ihre Soldaten?" Sie reckte ihren magern Arm nach der roten Glut aus und antwortete mit lauter Stimme: „Dort drinnen!" Man drängte sich um sie. Der Preuße fragte weiter: „Wie ist das Feuer ausgekommen?"

„Ich habe es angelegt", erwiderte sie.

Man glaubte ihr nicht, denn man hielt sie für irrsinnig, infolge des Unglücks. Aber der sie umdrängenden, aufhorchenden Menge erzählte sie nun Punkt für Punkt die ganze Geschichte, vom Eintreffen des Briefes bis zu diesem Augenblick. Sie verschwieg nicht die geringste Einzelheit, weder von dem, was sie empfand, noch von dem, was sie gethan.

Als sie zu Ende war, zog sie zwei weiße Papiere aus der Tasche und sagte, das eine zeigend: das ist Viktors Tod. Und bei dem andern sagte sie mit einem Blick nach den rotglühenden Trümmern: das sind ihre Namen, damit man an ihre Familien schreiben kann, und ruhig reichte sie das Blatt dem Offizier, der sie an der Schulter gepackt hatte und setzte hinzu: „Schreiben Sie ihnen, wie alles gekommen ist und sagen Sie ihren Eltern, daß ich die That begangen, ich, Victorine Simon, die Sauvage. Vergessen Sie das nicht."

Der Offizier kommandierte etwas in deutscher Sprache. Man packte sie und warf sie an die noch heiße Wand ihrer Hütte. Dann stellten sich rasch zwölf Mann in einer Entfernung von zwanzig Metern ihr gegenüber auf. Sie zuckte nicht, sie hatte verstanden, sie wartete.

Ein Kommando ertönte und alsbald knatterte eine Salve. Die Alte sank in sich zusammen. Sie war fast in zwei Stücke zerrissen und in der Hand hielt sie noch den blutgetränkten Todesbrief ihres Sohnes.

Dies ist die Erzählung meines Freundes Serval. Ich dachte an die Mutter der vier gutmütigen Burschen, die da drinnen verbrannt waren, und an den entsetzlichen Heroismus dieser andern Mutter, die man dort an der Mauer niedergeschossen hatte.

Und ich hob einen kleinen Stein auf, der vom Feuer noch ganz geschwärzt war.

Ein unentbehrlicher Hausfreund.

Beiträge zur Geschichte des Glases.

Von H. v. Remagen.

Es ist wohl nicht allen Lesern bekannt, welch' eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte ein unscheinbarer Stein spielt, der überall auf Feld- und Gartenwegen liegt, der verächtlich mit dem Fuße weggestoßen wird, da nur wenige von der weittragenden Bedeutung wissen, welche dieser Stein für das Bildungs- und Kulturleben der Menschheit hat, seitdem man die trefflichen Eigenschaften desselben kennen gelernt. Es ist der Quarzkiesel, aus dem durch Schmelzen und Vermengen mit mancherlei färbenden und entfärbenden Zusätzen das Glas erzeugt wird.

Wer sieht es diesem unscheinbaren Steine an, daß aus ihm in Europa jährlich ein Kapital von etwa 180 Millionen Mark gewonnen wird?

Fassen wir die Geschichte der Glaserzeugung und Glasverwendung einmal näher ins Auge. Die Sage berichtet, daß phönicische Seefahrer durch Zufall beim Kochen des Mittagsmahles am sandigen Strande das Glasschmelzen entdeckt hätten. Allein diese Sage teilt das Schicksal so vieler anderer schönen Sagen — sie ist nämlich nicht wahr; denn da das Schmelzen des Quarzsandes eine sehr große Hitze erfordert, so reicht ein gewöhnliches, offenes Herdfeuer natürlich nicht hin, um Sand in Glas zu verwandeln. Das Glasschmelzen kann also auf diese Weise nicht entdeckt worden sein.

Wer zuerst das Schmelzen des Glases gekannt und ausgeübt hat, wissen wir nicht; wenn wir jedoch dem Worte „Glas" selbst nachforschen, so werden wir durch die vergleichende Sprachkunde, diesen jüngsten Sprossen im Reiche der Wissenschaft, nach dem uralten Kulturlande Indien geführt, von welcher das Wort stammt und fast durch die ganze Welt verbreitet ist, weil mit der Ware das Wort von Volk zu Volk ging. Unser deutsches Wort „Glas", welches offenbar mit „Glanz", „Glast" u. s. w. verwandt ist, hat seine Wurzel in dem Sanskritworte Kelasa, welches „glänzend" bedeutet, und womit die Hindus heute noch den Krystall und den Diamant bezeichnen.

Diese Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft, sowie die historische Thatsache, daß die Venetianer die Spiegelfabrikation in Indien kennen gelernt haben, sprechen entschieden dafür, daß das Glasschmelzen zuerst in Indien bekannt war. Sicher ist, daß Sidon und Tyrus, diese Haupthandelsplätze des Altertums, zuerst in der Kunst, Glas zu schmelzen, berühmt wurden. Von dort lernten es die Aegypter kennen, welche diese Kunst vervollkommneten, und selbst schon gefärbtes Glas zu verfertigen wußten. — Bekanntlich haben die Aegypter ihr ganzes Kultur- und Staatsleben in großartigen Bauten, in Gemälden und Reliefs verewigt, so daß aus den Ueberbleibseln ein sicherer Schluß auf den jeweiligen Kulturstandpunkt dieses merkwürdigen Volkes gemacht werden kann. Nun findet man in ägyptischen Totengewölben, die etwa vor viertausend Jahren mit Gemälden versehen worden, bereits Glasbläser dargestellt, welche mit der Glasmacherpfeife eine Flasche ausblasen.

Nach der Eroberung Aegyptens durch die Römer brachten diese die Kunst nach Italien, und schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fertigte man in römischen Glashütten mancherlei Gegenstände aus farbigem Glase. — Weil aber die Fabrikanten des Altertums weder reines Spiegel- noch Fensterglas zu fertigen verstanden, so beschränkten sie sich auf Schmucksachen, Flaschen, nachgeahmte Korallen, Perlen und Trinkgefäße aus farbigem Glas. Daher fehlte den Palästen der Pharaonen wie der römischen Kaiser das Fensterglas, welches man durch Vorhänge, Jalousien und Hornscheibchen ersetzte. Die Gebäude des Altertums entbehrten darum auch jener traulichen Wohnlichkeit, welche das Glasfenster den Häusern verleiht. Wie luxuriös würden den Welteroberern Cyrus, Alexander und Cäsar unsere Bürgerhäuser, unsere Kaufläden mit den mächtigen Spiegelscheiben erscheinen. Waren doch selbst in der späteren römischen Kaiserzeit gläserne Schüsseln und Glas-

becher ein noch so kostspieliger Luxus wie etwa heutzutage ein Gold- oder Silberservice. Kaiser Nero besaß eine Glasvase, welche zu den größten Kostbarkeiten seines Palastes gehörte; denn sie hatte etwa 1,800,000 Mark an Wert.

Das römische Glas aus der officina vitraria (Glashütte) beim Circus Flaminius soll das alexandrinische Glas übertroffen und namentlich das Eingießen heißer Flüssigkeiten vertragen haben. Spiegel erzeugten die Römer noch nicht aus Glas, sondern aus Silber oder poliertem Stahl, und sollen die römischen Patrizierdamen massive Silberspiegel gehabt haben, in denen sie ihr schönes Ich in ganzer Größe bewundern konnten. Der römische Luxus verwendete das bunte Glas auch dazu, Badezimmer mit marmorartigen Glastafeln auszulegen und sogar die Wände mit Glasmosaik zu bedecken. Man lernte doppelfarbige Schalen und Becher mit aufgeschmolzenen Figuren verzieren; auch verschloß man die Fenster des Badezimmers mit mattweißem, gepreßtem Fensterglas. Zu einer allgemeinen Verwendung des Fensterglases kam es jedoch der großen Kosten wegen nicht; denn dieser hätte die Erfindung des geblasenen Tafelglases vorausgehen müssen.

Obschon in den ägyptischen Glashütten Gefäße, Teller, Lampen, Schalen und Flaschen gefertigt wurden, obschon die alten Assyrer Glaswaren kannten, und in Sidon und Tyrus bedeutende Glasfabriken arbeiteten, so blieb merkwürdigerweise den sonst so hoch gebildeten Griechen das Glas bis zu Alexanders des Großen Zeiten (333 v. Chr.) unbekannt. — Durch die Römer lernten Gallier und Germanen die Glaswaren kennen und hielten den bunten Tand der Glasperlen &c. für kostbare Güter, gerade wie die Bewohner Amerikas zur Zeit des Columbus, und wie noch heute die Negervölker Afrikas thun.

Bevor wir das Altertum verlassen, müssen wir noch eines höchst merkwürdigen Kulturvolkes, der Chinesen, vorübergehend gedenken. Diese hatten schon zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung große Fertigkeit in der Glasfabrikation, indem sie Spiegel, Spielzeug, Glocken, Trompeten, natürlich gefärbte Trauben mit seidenen Blättern &c. erzeugten, ihre Fenster aber — und dies ist recht chinesisch — nach wie vor mit ölgetränktem Papier verschlossen.

Erst das Christentum brachte einen weiteren Fortschritt in der Glasbenützung und damit zugleich in dem Kulturleben der Völker. Der Zweck des christlichen Gotteshauses, welches die andächtige Gemeinde von der geräuschvollen Außenwelt abschließen sollte, machte es notwendig, die kleinen Fensteröffnungen zu schließen und zugleich das Innere der Kirche, der Bedeutung des Gebäudes entsprechend, zu schmücken. In der Regel hing man vor die Fensteröffnungen schön gestickte Teppiche, was in den ersten Jahrhunderten n. Chr. allgemeine Sitte blieb. In großen Kirchen setzte man bunte Glasstückchen so zusammen, daß sie ein Teppichmuster darstellten, und verschloß mit dieser Glastafel die Fensteröffnungen. Auf diese Weise floß ein bunter Lichtschein in das Innere und füllte den dämmerigen Raum und die Bogenhallen mit wunderbaren Lichtspielen. Solche Glasfenster wurden von Italien bis nach England transportiert. Größere Fensteröffnungen bedeckte man in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch nach altrömischer Sitte mit Horn oder Marienglas. Doch finden wir schon im 7. Jahrhundert in deutschen Klöstern Glasmacher, welche bunte Perlen und Glasstückchen verfertigten, swas die kunstsinnigen und geduldigen Mönche auf den Gedanken brachte, aus solchen Glasgemälde zusammenzusetzen, wie die Römer mit bunten Steinen Fußböden oder Wände belegten und die Steine zu bildlichen Darstellungen zusammenpaßten. Hiemit war der Anfang der Glasmalerei gegeben. Nun strahlten in schillernden Farben die Personen des alten und neuen Testamentes von den Wänden, Kuppeln und Nischen der alten Kirchen zu Rom, Venedig, Ravenna, Pavia, Aachen u. s. w. Theoderich und Karl der Große ließen in ihren Palästen große Scenen aus der Weltgeschichte, Thaten ihrer Vorfahren und ihren eigenen Hof in solchen Bildern aus bunten Glasstückchen zusammensetzen, wobei freilich die Porträtähnlichkeit nicht sonderlich groß gewesen sein wird. Wie glitzerte und schimmerte es da in der alten Markuskirche zu Venedig, im Königssaal zu Aachen und Ingelheim! Noch steht in der Giebelnische des Marienburger Ordenshauses in Ostpreußen ein Marienbild, dessen Außenseite aus lauter bunten Glasstiften besteht.

Jetzt begann man auf ähnliche Weise auch Kirchenfenster mit bunten Glasbildern zu schmücken; den Anfang machte das Benediktinerkloster zu Tegernsee in Baiern etwa um das Jahr 1000, indem es die Fensterräume mit Arabesken und teppichartigen Mustern oder anderem Zierrat füllte, wie es dem Baustil angemessen war. In den Klostergängen wurde auf solche Art die heilige Schrift in langen Reihen von Figuren dargestellt, bis man etwa seit Mitte des 14. Jahrhunderts in Deutschland auf Glas malen und die Farben einbrennen lernte. — Durch deutsche Meister verbreitete sich die Glasmalerei im ganzen Abendlande, faßte jedoch im Süden weniger Wurzel als im Norden; denn die Gotik, welche die Mauermassen in Fenster auflöst, gab der Glasmalerei mehr Gebiet, als die nur mäßig großen Rundbogenfenster des romanischen Baustils. Die Glasmalerei fand überhaupt eine so lebhafte Teilnahme, daß die bedeutendsten Maler der früheren Jahrhunderte die Zeichnungen zu den Glasgemälden entwarfen, welche der eigentliche Glasmaler mechanisch nachzeichnete, malte und einbrannte. Besonders allgemein trat die Glasmalerei in England auf, wo sie so feste Wurzeln schlug, daß sie dort auch in den letzten Jahrhunderten, welche diesem Kunstzweige so sehr ungünstig waren, nicht ganz verloren ging und durch ausländische Künstler betrieben wurde.

Im 16. Jahrhundert stellten sich die Glasmaler die Aufgabe, sich möglichst der Oelmalerei zu nähern und dieselbe in Komposition und Farbe nachzuahmen. Dieser Periode des Mißverstandes gehören die französischen Glasmaler an; und als man sich endlich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, die Effekte und Beleuchtung des Oelgemäldes auf Glas anzuwenden, gab man die Glasmalerei mehr und mehr preis. Ohnedies war die Kunst längst aus den fleißigen Händen der Mönche in die der Bürger übergegangen, welche sie bald handwerksmäßig betrieben, so daß sie im 18. Jahrhundert, von der Mode verdrängt, ganz verloren ging. — In Deutschland wurde die Glasmalerei erst in neuester Zeit (i. J. 1827) durch Frank aus Nürnberg wieder erfunden und Höcker aus Breslau hat die Fenstergemälde des Marienburger Schlosses auf alte Weise wieder hergestellt. Insbesondere hat sich der verstorbene König Ludwig I. von Baiern um Hebung der Glasmalei verdient gemacht, und gehören die Münchener Glasmalereien der Pfarrkirche in der Au, der Basilika des hl. Bonifacius, dann die für den Dom zu Köln (rechts vom Eingange) zu den besten und unübertroffenen Arbeiten dieses Faches.

So sehr nun auch im Mittelalter und zu Beginn der neueren Zeit in reichen Häusern Glaswaren, namentlich Trinkgefäße, im Gebrauch waren, so blieben die Fenster doch ohne Verglasung. So wird aus dem 14. und 15. Jahrhundert als Merkwürdigkeit berichtet, daß in Basel einige Häuser Glasfenster statt des üblichen geölten Papiers oder Horns gehabt haben. Im 15. Jahrhundert hatten selbst die Könige von Frankreich nur bunte Glasfenster aus kleinen Stücken zusammengesetzt und in Blei gefaßt; denn erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts lernte man weißes Glas verfertigen, und bildeten sich die ersten Glaserinnungen. Das Rathaus der wohlhabenden Stadt Zürich, dessen Erbauung in das Jahr 1402 fiel, bestand ganz aus Holz und hatte nur mit Tuch behangene Fenster, in welche erst lange nachher Glas eingesetzt wurde. Die Schlösser des Adels in England hatten Fenster aus Weidengitter oder feiner Eichenrinde, und ein reicher, englischer Herzog, der schon im 15. Jahrhundert Glasfenster hatte, nahm dieselben, wenn er verreiste, mit sich, weil er einen so kostbaren Schatz nur in seiner Nähe sicher glaubte. Im folgenden Jahrhundert hatte in ganz England nur das königliche Schloß Glasfenster, die übrigen Wohnungen Flechtwerk statt Glas. Im Anfange des 17. Jahrhunderts kannte man in Frankreich nur papierene Vorfenster, und 1750 besaßen selbst Paläste in Mailand und Florenz nur Papierfenster. — Glasflaschen waren selbst im 15. Jahrhundert noch eine Seltenheit, während heutigen Tages die Fabriken von Breffet in England und die des Franzosen de Bicolaine jährlich je drei Millionen Stück liefern.

Im Mittelalter hatten sich die klugen venetianischen Kaufherren der Glasfabrikation bemächtigt, die sie durch ihre Handelsreisen kennen gelernt hatten. Auch die Spiegel sind nicht, wie man vielfach glaubt, eine venetianische, sondern eine indische Erfindung. Aber der Handelspolitik der Venetianer entsprach es vortrefflich. diese Erfindung geheim zu halten und lange Zeit für sich auszubeuten. Es wurden nur Venetianer in den Glashütten verwendet und dort streng überwacht. Fluchtverdächtige oder Ausländer, welche sich einzuschleichen suchten, sollen mehrmals durch heimlichen Mord beseitigt worden sein. Die Glasfabrikanten in Venedig hatten Adelsrang, eine für die damalige Zeit ganz außerordentliche Auszeichnung. Die venetianische Regierung verbot schon im Jahre 1275 die Ausfuhr des Quarzsandes, um den Industriezweig ganz für sich allein zu gewinnen. Auf der Insel Murano lagen die Glashütten, denen Venedig neben der Weberei und dem Handel seinen Reichtum verdankte. Mit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung sank Venedigs Macht und Herrlichkeit; seine jetzige Glasfabrikation ist ganz unbedeutend.

England erhielt die erste Glashütte erst 1557, Schweden 1640, Portugal gar 1750. In Deutschland ward die erste Spiegelfabrik 1697 zu Neustadt a. d. Dosse, in Frankreich 1665 bei Cherbourg errichtet, und kurze Zeit darauf lernte man Spiegel gießen in solcher Größe, daß eine französische Fabrik Spiegel von 150 Zoll Höhe und 100 Zoll Breite, ja England einen Spiegel von 18 Fuß 2 Zoll Höhe und 10 Fuß Breite geliefert hat, der 20 Zentner wog.

Gegenwärtig liefert man nicht nur billiges, klares und reines Fensterglas, sondern spinnt auch ein Glasstück zu einem außerordentlich feinen Faden aus, der sich wie Seide verweben läßt, so daß Prunkgewänder und Fenstervorhänge aus Glas hergestellt werden können. — Bezüglich des Fensterglases sei noch erwähnt, daß man anfangs nur kleine, grünliche, runde Fensterscheiben, die in Blei gefaßt wurden, und erst später farbloses Tafelglas herzustellen verstand. Eine einzige englische Fabrik fertigt jährlich 21 Millionen Quadratfuß Tafelgläser; das kleine Belgien 32 Millionen Quadratfuß, die 14 Millionen Franks Wert haben. Weltberühmt ist die böhmische Glasfabrikation, welche nur von der englischen und belgischen, nicht an Güte, wohl aber an Quantum, durch größere Association und Kapitalskraft, übertroffen wird.

Erst seitdem man das Glas rein, in großer Menge und äußerst billig herzustellen weiß, ist es Gemeingut Aller geworden, so daß auch die ärmste Hütte der Glasfenster nicht entbehrt, welche dem Lichte freien Zutritt und dem Blicke eine Aussicht gewähren, dagegen Kälte, Wind und Staub abhalten, eine Annehmlichkeit, ein Luxus, wie sich ihn früher Könige nicht verschaffen konnten. Wie trübselig muß es selbst in den Schlössern der deutschen Kaiser ausgesehen haben, deren Fensteröffnungen mit Tuch und Brettern verschlossen wurden. Wie qualvoll muß früher dem Kranken eine lange Krankheit gewesen sein, da er sich abgeschlossen von Licht und Sonne halten mußte! Er konnte sich nicht erfreuen an dem Anblick des blauen Himmels und der grünen Bäume; er konnte nach langer Nacht nicht den jungen Tag, das rosige Morgenlicht begrüßen. Das sind Kleinigkeiten, denkt mancher, aber wie schwer wiegen sie für den einzelnen! Und welch nützliche Verwendung findet das Glas in den modernen Beleuchtungs-Apparaten, die wir uns ohne Glas gar nicht ausführbar denken können! Wie angenehm sind gläserne Trinkgefäße, und ohne Zweifel mundet uns der perlende Wein, der braune Gerstensaft und auch das Wasser viel besser aus einem rein geschliffenen Glase, als aus einem hölzernen, irdenen oder metallenen Gefäße.

Wahrlich, wir haben dem Glase mehr Annehmlichkeit, Bequemlichkeit und Wohnlichkeit zu verdanken, als man gewöhnlich glaubt!

UNSERE BILDER

Georg Ebers †. Am 8. August d. J. verstarb Georg Moritz Ebers auf seiner Besitzung in Tutzing am Starnberger See. Er war am 1. März 1837 in Berlin geboren. Seit 1858 studierte er in Göttingen die Rechte, dann klassische und orientalische Philologie. Von 1859 ab trieb er in Berlin fast ausschließlich ägyptische Sprach- und Altertumskunde, besonders von R. Lepsius nachdrücklich angeregt. Von einer langwierigen Krankheit genesen, besuchte Ebers mehrere der größeren europäischen Museen und habilitierte sich 1865 zu Jena, wo er seit 1868 als außerordentlicher Professor Vorlesungen über altägyptische Grammatik, Geschichte und Denkmälerkunde hielt. Nach einer

längeren Reise über Spanien und Nordafrika nach Aegypten, Nubien und dem Peträischen Arabien wurde er 1870 ord. Professor der ägyptischen Sprache und Altertumskunde an der Universität Leipzig. 1889 mußte er krankheitshalber von seiner Lehrthätigkeit zurücktreten und lebte seitdem im Winter in München, im Sommer in Tutzing. Von seinen wissenschaftlichen Werken sei hier nur sein Hauptwerk genannt: „Papyros Ebers. Das hermetische Buch über die Arzneimittel der alten Aegypter in hieratischer Schrift." Zu dem Prachtwerk „Aegypten in Bild und Wort" lieferte Ebers den Text und gab mit H. Guthe das illustrierte Werk „Palästina in Bild und Wort" heraus, auch verfaßte er einen „Cicerone durch das alte und neue Aegypten." Weitesten Kreisen ist Ebers durch seine Romane bekannt geworden, die meistens auf ägyptischem Boden spielen und in denen er sein ägyptologisches Wissen geschickt zu verwerten verstand. Am meisten Beifall hat „Eine ägyptische Königstochter" gefunden, die als Ebers' bester Roman bezeichnet werden kann.



Königin Wilhelmine von Holland. (Mit Text.)

Eine schwere Last, aber zugleich eine süße, tragen die beiden Kinder auf dem Bilde von Fred Morgan. Das holde Schwesterchen im Korbe schaut selbst so rund und apetittlich aus wie die Aepfel zu seinen Füßen, an deren Vertilgung es sich in regem Wetteifer mit den älteren Geschwistern beteiligen wird Es ist erstaunlich, wie viel Obst ein Kindermagen vertragen kann.

Mit vollem Krug. Mit vollem Krug! Ist es nicht eine wunderliche Charakterisierung, die der Künstler seinem Bilde mit dieser Bezeichnung giebt? Als ob der Krug die Hauptsache an dieser schönen, jugendlichen Mädchengestalt ist! Und warum gerade ein Krug? Konnte der Künstler ihr nicht etwas in die Hand geben, was poetischer, duftiger ist als dieser triviale Krug? Etwas, das besser zu dieser köstlichen Gestalt paßt — etwa ein Blumenstrauß? Der Künstler hat schon seinen Grund dabei: ist doch der volle Krug ein Symbol für das Leben des jungen Mädchens auf unserem Bilde. Wie sie so dasteht und mit hellem, fragendem Blick in die Ferne träumt, in stillem, halb unbewußten Bangen, was noch werden mag — wie sie so dasteht in ihrer elastischen Kraft, in ihrer sinnenden Schönheit — ist der Krug ihres Lebens nicht voll? Noch ist kein Tröpflein dran verloren und vergeudet, noch trübt kein Stäubchen des Wassers klaren Spiegel. — Und was noch werden mag? Wenn man so rund sieht: wie viele haben das Wasser aus ihrem Lebenskrug durch die Finger gleiten lassen, spielend, achtlos, Tropfen um Tropfen, und ehe sie's gedacht, war schon der letzte Tropfen zerronnen — und andere haben das Wasser auf die Straße gegossen, wo es sich vermengte mit Staub und Schmutz und selber zum trüben, üblen Schlamm wurde — und andere haben es versprengt, hier ein wenig, und dort nicht mehr, und hier wurde der Boden nicht naß und dort wurde er gleich trocken — der Krug wurde leer und das Wasser war keinem zur Freude, keinem zum Nutzen — was noch werden mag mit diesem vollen Krug auf unserem Bilde, mit diesem jungen, vollatmenden Mädchenleben? — Wir wünschen ihm, daß es in vollem, reinem Guß dem Krug entfließe, sich und andern zu Nutz und Freude, daß sich in jedem Tropfen des Himmels Sonne spiegele, bis mit dem letzten Tropfen die letzte Perle zerfließt. U.

Königin Wilhelmine von Holland. Mit dem Tode König Wilhelm III. ist der Mannesstamm des königlichen Hauses von Holland ausgestorben und wurde bisher die Regierung von dessen zweiter Gemahlin, Königin Emma, Prinzessin von Waldeck und Pyrmont, geführt. Die der zweiten Ehe entsprossene Prinzessin Wilhelmine wurde 1884 als Thronerbin erklärt und hat nunmehr nach ihrem am 31. August vollendeten 18. Lebensjahre anfangs September den Thron bestiegen, welcher feierliche Akt mit großen Festlichkeiten verbunden war.

Allerlei.

Beim Lotterie-Kollekteur. Kommis: „Aber, weshalb haben Sie denn erst Ihre beiden Freunde ein Los nehmen lassen, ehe Sie eins nahmen?" — Bauer (pfiffig): „Na, 's steht doch auf dem Plan: „Jedes dritte Los gewinnt!"

Neue Bezeichnung. Herr (auf der Soiree zu einem andern): „Ach, sehen Sie nur, wie die Tochter des Hauses um das Klavier herumschleicht, man ist keinen Augenblick seiner Trommelfelle sicher!"

Wahre Liebe. „Leb wohl, mein Alter; gieb acht, daß Dir kein Unfall passiert." — „Was würdest Du thun, wenn ich auf der Reise verunglückte?" — „O, mein Gott! Zuerst Trauerkleider bestellen, dann bei der Unfallversicherungsgesellschaft meine Ansprüche erheben —" — „Genug, genug, mein Engel."

Zu weit! Berlioz, der zuweilen etwas langatmig wurde, erzählt selbst folgendes Erlebnis: „Ich hatte einen neuen Trauermarsch komponiert und war lebhaft damit beschäftigt, ihn dem Orchester einzustudieren. Bei einer Probe sehe ich nun zu meinem Erstaunen und Mißfallen, daß ein altes Mitglied, „zweiter Geiger," plötzlich sein Instrument auf die Kniee legt und „nicht mehr mitthut." — „Aber, mein Herr," rufe ich, „weshalb in aller Welt hören Sie denn auf zu spielen? Weckt meine Komposition kein Fünkchen Interesse bei Ihnen?" — „Ach, lieber Herr Berlioz," war die Antwort, „ich bin ein alter Mann; Ihr Weg zum Kirchhofe ist mir zu weit!" — Berlioz fügte hinzu, daß er dem alten Geiger bei näherer Ueberlegung nicht Unrecht geben konnte: er kürzte seinen Trauermarsch erheblich ab. K.

Die Hüte Napoleons. Von sämtlichen Kopfbedeckungen Napoleons I. sind nur noch neun authentische Hüte vorhanden, und zwar verteilen sich diese neun kaiserlichen Kopfbedeckungen auf folgende Persönlichkeiten, respektive Sammlungen. Madame Cloite, Enkelin des Herrn Giraud, Generaltierarztes der kaiserlichen Armee, besitzt einen Hut, welchen ihr Großvater in der Schlacht von Marengo aufraffte. Napoleon hatte ihn während eines schnellen Galopps verloren. — Das Pariser Museum der Artillerie, Herr Morel in Reims, der Schlachtenmaler Armand Dumaresq, das Museum in Gotha, der Prinz Viktor Bonaparte, Herr Ponard, Kaufmann in Lyon, und Herr Gerome, Mitglied der Akademie, zählen die übrigen Hüte des großen Kaisers zu ihren Heiligtümern. Daß hinter dem Sarge des „kleinen Korporal" im Invalidendom in einem durchbrochen gearbeiteten Reliquienkasten der Hut aufbewahrt wird, welchen der Imperator bei Eylau trug, ist den Besuchern der Seinestadt bekannt. Diese sämtlichen Hüte messen von einer Spitze zur anderen 44—47 Centimeter und sind 25—26 Centimeter hoch. Eine Ausnahme hievon macht der zuerst genannte Zweispitz, welchen Madame Cloite besitzt. Er ist viel länger, 55 Centimeter von einer Spitze zur andern, dafür aber um vieles niedriger. Seine Höhe beträgt nur 20 Centimeter.

Gemeinnütziges

Gegen heftigen Ohrenschmerz, rheumatischer Art, wird folgendes einfache Hausmittel empfohlen: Zwei Loth Kümmel werden in ein halbes Pfund Brotteig geknetet, das daraus gebackene Brot durchschnitten und warm mit einem Tuche auf das leidende Ohr gebunden.

Anfangs Oktober kann man noch Spinat, Rabinschen und Möhren säen. Diese werden jedoch nur bei einem guten, warmen Herbst stark genug, um den Winter zu überstehen.

Zum Winterschutz der Rosen. Hochstammrosen, die sich nicht zur Erde biegen lassen, bezw. an Stellen stehen, wo ein Niederbiegen nicht zulässig ist, bindet man, je nachdem es eine mehr oder weniger empfindliche Sorte ist, stark mit Stroh, Schilf oder Tannenzweigen ein und befestigt sie gut an einem entsprechenden Pfahl, damit sie vom Winde nicht losgerissen und abgebrochen werden können.

Der wilde Apfel als Mostobstbaum. Wenn noch vielfach die Ansicht verbreitet ist, daß Reinetten zur Mostweinbereitung am tauglichsten sein dürften, so wird derselben in Frankreich wenig oder gar nicht gehuldigt; es wird dort vielmehr dem wilden Apfel Malus communis der Vorzug gegeben. Der aus Reinetten hergestellte Cider ist anfangs zwar süß und gut, aber es fehlt ihm die Haltbarkeit. Gewöhnlich nach einigen Monaten wird er zäh, später ungenießbar.

Auflösung.

H	O	**B**	O	**K**	E	N
W	I	**E**	L	**A**	N	D
G	E	**R**	T	**R**	U	D
C	I	**T**	R	**O**	N	E
O	T	**H**	E	**L**	L	O
F	L	**O**	R	**I**	D	A
V	A	**L**	E	**N**	C	E
A	N	**D**	R	**E**	A	S

Schachlösungen:

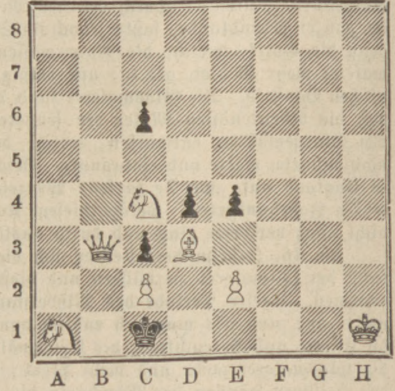
Nr. 184. S e 6—f 4. d 6—e 5 :
D f 6—f 7. e 5—f 4 :
D f 7—e 6 ‡

Nr. 185. S a 5—c 6. g 4—h 3 :
D h 8—e 5 † d 6—e 5 :
S c 6—e 7 ‡

Problem Nr. 186.

Von F. Hofmann.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.